



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Peiser, G.: Ein Hochzeitsschwank Friedrichs des Großen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wunsch, zu werden ein Held wie jener. Still und bescheiden zieht der Sieger im heißen Kampfe heimwärts. Die Ehre allein genügt ihm als einziger Lohn.

Wie anders ist ein Volksfest bei uns, sagen wir mal das Turnfest, das doch seinem idealen Streben nach gewiß Ähnlichkeit mit solchen japanischen Feiern haben müßte. Zunächst ist schon am Abend vorher Begrüßung der Gäste mit energischem Humpenschwingen; der Festtag selber wird eingeleitet durch einen „solehnen“ Frühschoppen, der die Grundlage für die Tagesstimmung gibt, dann erfolgt ein Umzug: Frack, weiße Binde, Zylinder ist die deutsche männliche Festuniform, einige Turner folgen. Nun kommt das Festessen, dessen Hauptbestandteil die Festreden sind, mit denen sich die verschiedenen Vertreter gegenseitig als Hauptstützen des Vaterlandes preisen.

Die stark rotweinköpfigen Schiedsrichter sehen nun das Wettturnen an, es wird damit von vielen meist mehr als eine unangenehme Last denn als Hauptfeier des Tages betrachtet, die man möglichst rasch erledigt, denn nun geht's zum Kommerz, der die Feier würdig abschließt. Saurer Hering und Selterwasser sind am nächsten Tage begehrte Genußmittel.

Was bleibt da übrig? Das Gute, was an körperlicher und geistiger Spannkraft von wenigen gezeigt wurde, es wird ertränkt in dem Alkoholgenuß und dem Festesrausch der großen Menge. Nicht eine Zunahme der Volkskraft bedeutet solches Fest, sondern eine Schädigung in körperlicher, moralischer und materieller Beziehung, plump sinnliche Genüsse, Massenvertilgung von Alkohol, falsche Eitelkeit, das sind die Kennzeichen unsrer meisten Volksfeste, auch solcher, deren einziger Zweck in der Hebung idealer Güter zu liegen scheint und liegen müßte.

Die Bekung und Hebung solcher Werte liegt bei uns noch ganz im argen, und nur ein Mittel gibt es dagegen: Pflege des Sports, das heißt ritterlicher Übung des Körpers und damit gleichzeitige Rückkehr zur ewig jungen und verjüngenden Natur.



Ein Hochzeitschwank Friedrichs des Großen

Von Prof. Dr. G. Peifer in Posen



einer seiner Freunde hat dem Herzen Friedrichs des Großen so nahe gestanden wie der Kurländer Dietrich von Keyserlingk. Mit rascher und lebhafter Auffassungskraft begabt, hatte er sich schon auf dem Gymnasium zu Königsberg unter seinen Mitschülern ganz besonders hervorgetan. Durch vier Reden in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, die er an einem Tage hielt, verschaffte er sich siebzehnjährig den Zugang zur Universität. Mit glühendem Eifer warf

er sich auf das Studium der Literatur, der Philosophie und der Mathematik. Er vollendete dann seine allgemeine Bildung durch Reisen im Auslande und durch einen zweijährigen Aufenthalt in Paris. Aber er fühlte nicht den Beruf in sich, ein Mann der Feder zu werden. Sein Ehrgeiz war, als Soldat emporzusteigen. Er kam nach Berlin, um dem König von Preußen seine Dienste anzubieten. Friedrich Wilhelm schickte ihn 1724 als Leutnant zu den Rathenower Kürassieren. Aber er blieb nur wenig Jahre bei seinem Regiment. Die glänzenden Eigenschaften des jungen Offiziers erregten die Aufmerksamkeit des Königs. Wie er sich einst aus den Laufgräben vor Stralsund einen jungen Freiwilligen, Duhan de Sandun, als Lehrer für seinen Sohn geholt hatte, so erkannte er jetzt in dem jungen Kurländer den geeigneten Gesellschafter für den herangewachsenen Kronprinzen. Er machte ihn im Jahre 1729 zum Gefährten seines Sohnes, und bald entwickelte sich zwischen beiden trotz des bedeutenden Altersunterschieds — Keyserlingk war um vierzehn Jahre älter — eine innige Herzensfreundschaft, die, wie Friedrich später einmal gesagt hat, niemals durch eine Wolke getrübt worden ist. Und wie hätte auch Dietrich Keyserlingk auf den leicht empfänglichen Sinn des jungen Prinzen nicht einen außerordentlichen Eindruck machen sollen? Er verband mit einer vorzüglichen Bildung, um die Friedrich ihn beneidete, Talente, die jede vornehme Gesellschaft entzücken mußten. Er dichtete, er sang, er komponierte, hatte vortreffliche Kenntnisse in der Malerei und Architektur, war ein kühner Reiter, ein unermüdlicher Tänzer, ein heiterer, sorgloser Zechkumpan. Dem Prinzen gegenüber war er von hinreißender Liebenswürdigkeit, ohne darum, wie Friedrich später laut gerühmt hat, das oberste Gesetz der Freundschaft zu verletzen: dem Freunde auch über seine Fehler die reine, ungeschminkte Wahrheit zu sagen.

Trotzdem — oder vielleicht gerade darum — hat ihn der Prinz, als in ihm der unselige Entschluß reifte, sich unerträglichem Zwange durch die Flucht zu entziehen, in die Einzelheiten des Geheimnisses nicht eingeweiht. So konnte er, als die Katastrophe über Friedrich und seine Freunde hereinbrach, leicht seine Schuldblosigkeit nachweisen und wurde, ohne die königliche Gnade zu verlieren, zu seinem Regiment zurückgeschickt.

Es war die erste Bitte, die der Sohn nach der Versöhnung dem Vater vorzutragen wagte, daß er Keyserlingk erlauben möge, zu ihm zurückzukehren. Zunächst wollte der König nichts davon wissen. Erst als an der völligen Unterwerfung des Sohnes nicht mehr zu zweifeln war, als er den verhaßten Ehebund geschlossen, und der König ihm den eignen Hofhalt in Rheinsberg einrichtete, durfte er den Freund zurückrufen. Die Sonne ist durch den Winternebel gedrunken, jubelte Friedrich, als Cäsarion — nicht anders als unter dieser antiquisierenden Form pflegte er den Freund zu rufen — in Rheinsberg eintraf.

Wer kennt sie nicht, die goldnen Tage von Rheinsberg, in denen die furchtbaren Eindrücke einer allzu harten Jugend allmählich aus Friedrichs Seele

schwanden, die glückliche Zeit, wo es ihm vergönnt war, sich harmonisch auszubilden und die fruchtbaren Keime zu künftiger Größe zu entwickeln?

In dem Kreise schwärmender Freunde, die Friedrich hier um sich sammelte, stand Keyserlingk an der ersten Stelle. Seine geselligen Talente, seine sprudelnde Lebhaftigkeit — die wie sein dunkler Teint ein Erbteil seiner Mutter, einer vornehmen Italienerin, sein mochte — kamen in dem fröhlichen Rheinsberger Treiben recht eigentlich zur Geltung. Aber auch in den ernstesten Studien, auf die sich Friedrich nun mit fast unersättlichem Eifer stürzte, blieb er der Genosse des Freundes. Er teilte Friedrichs Enthusiasmus für die schönen Wissenschaften, hatte er doch selbst horazische Oden und Popses „Lockenraub“ ins Französische übersetzt, vor allem aber seine Bewunderung für das glänzendste Gestirn am literarischen Himmel der Zeit, für Voltaire. Als moderner Argonaut ist er, wie Friedrich scherzte, von Rheinsberg nach Cirey gezogen, um Geschenke zu überbringen und das Goldne Blies zu holen, neue und womöglich noch ungedruckte Werke des Meisters.

In dem Begleitschreiben hebt er die beiden Eigenschaften hervor, die ihn an dem Freunde besonders anzogen. Er rühmt seine reichen geistigen Gaben und seinen feinen Takt. Noch größer aber war die Treue und Hingebung, mit der Casarion die Freundschaft des Kronprinzen vergalt. Niemals hat Friedrich einen enthusiastischen Verehrer gehabt; er wollte, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, daß ein jeder ihn mit seinen Augen sehe, ihn kenne und liebe wie er. Auch nach Friedrichs Thronbesteigung blieb Keyserlingk in seiner unmittelbaren Nähe. Der König ernannte ihn zu seinem Obersten und zu seinem Generaladjutanten und — was Casarion sicherlich als eine besondere Ehrung empfunden haben wird — bei Erneuerung der Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. Erst mit vierundvierzig Jahren hat sich Keyserlingk den eignen Herd gegründet. Am 30. November 1742 führte er die einundzwanzigjährige schöne und geistvolle Gräfin Eleonore von Schlieben, eine Tochter des Oberjägermeisters Grafen Schlieben-Sanditten und Hofdame der Königin, heim. Wie lebhaften Anteil der König an dem Glück des Freundes nahm, hat er in sehr eigenartiger Weise bewiesen. Er dichtete zur Vermählungsfeier einen kleinen Schwank, den er „Der Modenarr“, *le Singe de la Mode* betitelte. Man sucht ihn vergebens in den Oeuvres du Philosophe de Sanssouci. Der König, ein allzustrenger Kritiker, hat ihn ebensowenig wie seine andern dramatischen Kleinigkeiten für würdig gehalten, unter seine Werke aufgenommen zu werden. Erst die akademische Gesamtausgabe hat ihn, nach dem wiederaufgefundenen Autograph des Königs, ans Licht gebracht. Friedrich hat auch sonst wohl seine Muse bei Hochzeiten von Verwandten und Freunden in Anspruch genommen. So hat er seinem Bruder Heinrich bei seiner Vermählung im Jahre 1752 ein Epithalame gewidmet und für seinen Bruder Ferdinand 1755 sogar eine kleine Oper, den *Temple de l'amour* verfaßt. Bei der ungemein raschen Produktivität, über die er verfügte, war es ihm ein leichtes, einige hundert Verse schnell hinzuworfen.

Aber wie sehr sticht doch von dem konventionellen Ton, der in jenen beiden Poemen herrscht, der Geist übermütiger Laune ab, der den Hochzeitsschwank für Cäsarion durchweht. Nicht mit Unrecht schrieb Friedrich an Voltaire, dem er das kleine Stück nicht vorenthielt, es sei der Extrakt aller Torheiten, die er nur irgend habe zusammenstoppeln und zusammenslicken können.

Der Ort der Handlung ist Paris.

Die erste Szene führt uns geschickt in die Situation ein. Bardus, ein alter berufsmäßiger Mucker, wie das Personenverzeichnis ihn nennt (seine Name bedeutet soviel wie stupidus), klagt dem Vicomte Verville, einem Freunde seines Neffen, die Sorgen, die ihm dieser mache. Wie habe er sich bemüht, ihn von den Verirrungen zurückzuhalten, zu denen ihn sein Temperament und sein weltliches Leben verlockten, aber er habe nur Zeit und Mühe verschwendet, „seine Stunde ist noch nicht gekommen“, seufzt er salbungsvoll. Verville meint, Bardus habe es vielleicht nicht geschickt genug angefangen. Er hätte nicht so offen gegen seine Vorurteile zu Felde ziehn sollen; statt ihn zu überzeugen habe er ihn nur gegen sich aufgebracht. Bardus erwidert, daß er nur die Pflichten erfüllt habe, die ihm durch die Rücksicht auf das Seelenheil und den guten Ruf des einzigen Verwandten, den er noch habe (denn seine eignen Kinder habe er früh verloren), diktiert worden seien. Sein Neffe habe ihm aber auf die ernststen Vorhaltungen geantwortet: „Das mag alles zu der Zeit, als Sie jung waren, gut und schön gewesen, aber heut ist es nicht mehr Mode, und ich will vor allem modern sein.“ Er laufe lieber ins Theater und auf alle Bälle, anstatt sich des Umgangs mit den geistlichen Freunden des Dunkels zu erfreuen. „Das können Sie ihm eigentlich nicht übelnehmen, meint Verville, denn Ihr Freund, der Abbé Grand, sieht so unsauber aus, und German und Alain, Ihre beiden andern Freunde, sind so von sich eingenommen, daß es eine wahre Überwindung kostet, ihren weisen Lehren zu lauschen.“ Bardus gibt zu, daß die äußere Erscheinung seiner beiden Freunde nicht eben imponierend sei. Aber innerlich seien sie von solcher Heiligkeit, daß er fest überzeugt sei, sie würden in hundert Jahren Wunder tun. Das einzige Mittel, das Bardus jetzt noch kennt, seinen Neffen seinem zügellosen Leben zu entziehen, ist, ihn so schnell wie möglich zu verheiraten. Er hat schon eine Wahl getroffen: Abelaide, die Tochter der Gräfin Fervisane, die in dem Geruch größter Frömmigkeit steht. Die Mutter habe ihr Grundsätze eingeflößt, die sie befähigen würden, seinen Neffen wieder auf den rechten Weg zu bringen. Sie kommt eben aus dem Kloster und ist die Einfachheit selbst. Noch nie hat sie ihr Gesicht mit Schminke verunreinigt und noch keinen Pfennig für das Brimborium ausgegeben, das zum Putz einer modernen Frau gehört. „Kurz, sie ist die Jugend in eigner Person.“ Verville spricht Gedanken aus, die Friedrich oft geäußert hat, wenn er erwidert: Sie haben Ihre Wahl getroffen, ohne ihn selbst zu befragen? Er ist aber doch bereit, Bardus bei der Ausführung seines Plans beizustehn.

Man müsse freilich geschickt zu Werke gehn und die Vorurteile des jungen Mannes schonen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man immer zum Ziel gelangt, wenn man den Charakter eines Menschen studiert und seine Schwächen geschickt benützt.

Die zweite Szene zeigt uns den Neffen, den Marquis de la Faridondière (der Name hängt wohl mit fard = Schminke zusammen), im Gespräch mit seinem Diener Fröhlich (La Réjouissance). Er hat eben die neuen Bücherschränke ausmessen lassen und zu seinem Schrecken gesehen, daß die 1500 Bände, die er beim Buchhändler bestellt hat, sie nicht ganz vollständig füllen würden. Der Buchhändler wird gerufen, und der Marquis bestellt bei ihm noch sechs Ellen Bücher. Der Buchhändler ist in einiger Verlegenheit. Er habe dem Marquis schon alles geliefert, was er nur von wertvoller Literatur in seinem Laden gehabt habe. Jetzt habe er nur noch dreißig Exemplare von den Werken Marivaux, hundert von denen St. Pierres und ebensoviel von der Philosophie M. Des Champs vorrätig. Aber diese habe er schon so lange auf Lager, daß er nicht gewagt habe, sie dem Marquis anzubieten. Die Geißelhiebe, die Friedrich hier austellt, gelten literarischen Gegnern. Der Abbé St. Pierre, ein Schwärmer für den ewigen Frieden, hatte in einer Studie „Das politische Rätsel“ auf den seltsamen Widerspruch hingewiesen, daß der Verfasser des „Antimacchiavell“ nach kriegerischen Lorbeeren geize. Der Berliner Prediger Jean Des Champs, einst Friedrichs Hausgenosse ins Rheinsberg, hatte in einem Lehrbuch der Wolffschen Philosophie, von der sich Friedrich eben damals mit Entschiedenheit abwandte, Voltaire verspottet. Ein Angriff, den der König bei der Innigkeit der Beziehungen, die damals zwischen Potsdam und Cirey bestanden, gewissermaßen persönlich nahm. Vor allem aber wollte Friedrich, wie er es auch sonst gern getan hat, die Abwendung der französischen Bühne von der Charakterkomödie Molières und die neue Richtung des Familienstücks, die sich an die Namen Marivaux, Destouches und Rivelle de la Chansée knüpfte, treffen.

Dem Marquis ist es ganz gleich, ob es Ladenhüter sind, die ihm der Buchhändler empfiehlt, oder nicht. Wenn die Bücher hübsch eingebunden seien (Marivaux und St. Pierre in Maroquin), werden sie sich sehr hübsch ausnehmen und eine Zierde des Bücherschranks sein. Jetzt geht aber auch kein Atom mehr in die Bücherregale hinein, sagt er zum Diener. Dieser versteht homme und meint, allerdings würde kein Mensch hineinkommen.

Friedrich hat sich hier, wenn ich die Vermutung wagen darf, vielleicht in heiterer Laune selbst verspottet, hatte er sich doch als Kronprinz mit Duhan de Sanduns Hilfe, ohne Vorwissen seines Vaters, eine Bibliothek von einigen tausend Bänden zusammengebracht, ohne sie eigentlich ausnutzen zu können, denn er konnte das Haus, worin sie aufgestellt war, nur verstoßen besuchen. Sie ist dann, als der Vater hinter das Geheimnis kam, in Fässer gepackt und nach Amsterdam geschickt worden, wo sie verkauft wurde.

Der Marquis hatte kaum Zeit, sich über den Diener zu ärgern, weil dieser dem hohen Geistesfluge, den sein Herr während seines nun drei Wochen dauernden Aufenthalts in Paris genommen hat, nicht folgen will; denn schon kommt der Architekt mit den Plänen für das Landhaus, das sich der Marquis bauen will.

Es war gerade die Zeit, wo in Friedrich selbst der Gedanke, sich in den Weinbergen vor Potsdam ein Lusthaus zu bauen, greifbare Gestalt gewann. Nichts fördert die Künste so sehr wie das Bauen, sagt der Kunstmäcen herablassend, ganz im Stile Friedrichs, der der Meinung war, daß große Könige auch immer große Baumeister seien. Und damit die Selbstironie unverkennbar sei, läßt er den Baumeister, als er die Pläne ausbreitet, dem Marquis versichern: „Sie werden wie ein König wohnen.“ Aber der Marquis hat vieles an den Plänen auszusetzen. Vor allem wünscht er, daß der Empfangsraum kleiner sei als die Wohnräume. Das würde dem Zweck der Räume widersprechen, meint der Baumeister. Aber das ist es gerade, was der Marquis will, das ist neu, ungewöhnlich, paradox, mit einem Worte modern. Die Fassade findet er zu einfach, er will sie in korinthischem Stil haben. Alles soll zugleich überladen und doch nicht schwerfällig sein.

Der verzweifelte Baumeister wendet ein, was er fordere, ließe ja allen Regeln zuwider. Aber der Marquis setzt ihm auseinander: Was den Regeln entspräche, könne nicht ungedrungen und leicht sein. Der Charakter eines Landhauses aber ist gerade Leichtigkeit, Gefälligkeit. Es muß insolgedessen regelwidrig sein, wenn es seinen Zweck erfüllen soll. Er ist von der Größe seiner Ideen selbst entzückt. Er findet, daß sich seine künstlerische Auffassung schon sehr vervollkommen haben müsse, wenn es schon so schwer sei, ihn zufriedenzustellen. Den Architekten aber tröstet er herablassend: „Wenn Sie immer mit Leuten zu tun haben werden, die so feinen Geschmack haben wie ich, werden Sie in Ihrer Kunst große Fortschritte machen.“ Er erwartet nun seinen englischen Lehrer, aber vergebens. Statt seiner kommt die Nachricht, er habe den Spleen und habe sich soeben aufgehängt. Er lasse sich entschuldigen. Der Marquis wundert sich weiter nicht darüber. Das würde ihm ganz ähnlich sehen, meint er, denn er war ein richtiger Engländer. Aber wo bekomme ich jetzt einen andern Engländer her! Denn Englisch muß ich lernen. Es ist jetzt modern, Newton und Pope im Original zu lesen. Man erinnert sich, daß Cäsarion für Pope schwärmte, und daß er in Königsberg mathematische Vorlesungen gehört hatte.

„Ein Mann von Welt muß jetzt von Attraktionen, von Vakuum und von Äquinoktialspräzessionen sprechen können.“

Was sollen uns diese Präzessionen? fragt der Diener. Der Marquis gibt sich weiter keine Mühe, die Verwechslung aufzuklären, er bedauert nur, daß er einen so fabelhaft dummen Menschen in seinem Dienst habe, und nimmt statt der englischen Stunde seine Fechtübung vor. Die Hofleute, die aus dem

Kriege zurückkehren (der erste Schlesiſche Krieg war ſoeben beendet), werden ein verteuſelt martialiſches Ausſehen haben, und wenn das Mode wird, will ich natürlich nicht hinter ihnen zurückſtehn. Findeſt du nicht, daß ich in dieſer Poſe beinahe wie „Turenne“ ausſehe? fragt er den Diener. Von „Turenne“ hat dieſer allerdings noch nichts gehört. Er verſteht tout rien und glaubt ſehr geſchickt zu antworten, wenn er erwidert: Vous avez l'air de tout et vous — vous ne reſſemblez à rien.

Nun kommt Beſuch: ſein beſter Freund, in dem er das Ideal eines modernen Elegant bewundert, der Vicomte Belair (Stuger) kommt, und ſie begrüßen ſich ganz im Stile der Präzioſen. „Zwei Tage, klagt der Vicomte, habe ich dich nicht geſehen, welches Martyrium!“ „Ich habe in dieſen beiden Tagen, überbietet ihn der Marquis, überhaupt nicht gelebt, ſondern nur vegetiert.“ Es war ein Lieblingsausdruck Friedrichs, den er hier dem Marquis in den Mund legt, und ſicherlich von ſehr draſtiſcher Wirkung, wenn er den Vicomte enthuſiaſtiſch antworten ließ: „Vegetiert! das iſt letzte Mode. Ich werde bald ſelbſt von dir lernen können. Du erkletterſt mit einemmal den Superlativ der Mode und wirſt ihrem Großvater noch ſeine Frau abſpenſtig machen.“

Er iſt entzückt davon, wie diſkret der Freund Rot aufgelegt und wie geſchmackvoll er das Schönpläſterchen angebracht hat. Er iſt aber mit ſeinem ſonſt ſo gelehrigen Schüler unzufrieden, weil er in der Gunſt der Schauſpielerin Julie ſo wenig Fortſchritte gemacht hat. „Du mußt durchaus eine Geliebte vom Theater haben, belehrt er ihn. Dein guter Ruf iſt dahin, wenn du nicht bald regelmäßige Beziehungen zu einer dieſer Damen anknüpfſt.“ Er wolle ihm gern auch darin zur Seite ſtehn. Er werde ihn bei zwei oder drei ſehr erfahrenen Damen ſeiner Bekanntschaft einführen, die ihn in die Schule der Galanterie nehmen würden. Sie haben ſeit fünfzehn Jahren keinen Verstoß gegen die Mode getan und beherrſchen überdies das Wörterbuch aller modernen Ausdrücke mit großer Sicherheit.

Der Marquis iſt etwas bedrückt darüber, daß er den Erwartungen des Freundes noch nicht ganz entſpricht. Er will ſich nun um ſo mehr Mühe geben, Juliens Gunſt zu gewinnen. Eigentlich gefällt ſie ihm ganz und gar nicht. Er findet ſie weder hübsch noch liebenswürdig. Aber wenn ſie ſingt, klatſcht das ganze Publikum. Alle jungen Leute laufen ihr nach, und es iſt ſein Ehrgeiz, ein Verhältnis mit einer Schauſpielerin zu haben, die von allen bewundert wird.

Ja, wollen Sie ſie denn eigentlich für ſich, fragt ihn der Diener, oder weil ſie dem Publikum gefällt? Das verſtehſt du nicht, antwortet der Marquis. Es gibt eben hundert Dinge, die ein Mann von Welt tun muß, nur weil ſie Mode ſind. Die Philoſophie z. B. finde ich zum Sterben langweilig, und ich geſtehe dir offen: „Ich verſtehe gar nichts davon“, aber man würde auf der Straße mit Fingern auf mich zeigen, wenn ich nicht ſagte: „ich bin Philoſoph“, und mit philoſophiſchen Ausdrücken um mich würfe. Ich ver-

stehe zwar ihre Bedeutung nicht, aber den „Sargon“ habe ich mir doch glücklich angeeignet. „Mühe genug hat es mich gekostet.“ Man muß eben den Geschmack des Publikums respektieren. Der Diener beklagt ihn, daß er nicht seinen eignen Neigungen folgen dürfe. „Seien Sie doch natürlich und selbst ein Original, anstatt so schlechte Originale zu kopieren. Aber ich glaube, wenn wir ins Land der Störche reisten, Sie würden sich einen langen Schnabel und große rote Füße wünschen.“

Sie werden von dem Onkel und Verville unterbrochen. Dieser geht gleich bei der Begrüßung auf sein Ziel los. Er bedauert, die Einladung des Marquis für den Abend nicht annehmen zu können, weil er bei Hofe sein müsse, wo man die Hochzeit eines Freundes und die Verlobung eines andern feiere. Außerdem solle er noch heute an fünf oder sechs verschiedenen Stellen in der Stadt sein, um als Zeuge bei der Unterzeichnung von Eheverträgen zu dienen. Verwundert fragt der Marquis, woher es käme, daß auf einmal soviel Personen von einer Leidenschaft für die Ehe befallen seien. Verville belehrt ihn, daß es augenblicklich keinen Ort in der Welt gäbe, wo man sich so jung verheiratet wie in Paris. Eine Frau ist jetzt das erste und notwendigste Möbel im Haushalt eines jeden Mannes von Stand, und es gilt bei Hofe fast für unanständig, mit achtzehn Jahren noch nicht Vater zu sein.

Der Marquis ist zwar zuerst etwas mißtrauisch, weil Belair ihm noch nichts davon erzählt hat. Aber als Verville ihm versichert, daß das eben die neueste Mode sei, beschließt er sofort, auch dieser zu folgen. Einen Korb fürchtet er nicht. Jeder muß ja selbst am besten wissen, was er wert sei, nur an geeigneten Bekanntschaften mit Damen fehle es ihm.

Verville weiß natürlich sofort Rat. Er kennt eine Dame, die vorzüglich für seinen Freund passe. Aber als er ihm gerade die Vorzüge Adelaïdens beredt auseinandersetzen will, bringt der Diener, den der Marquis wieder mit einem Billett zu Julie geschickt hat, eine zärtliche Antwort und eine Einladung. Der Marquis ist in der grauamsten Verlegenheit. Soll er der Mode folgen, die ihm Belair empfohlen, oder der, die ihm Verville als die allerneueste gepriesen hat? Mit Schrecken sieht Bardus, der bisher nur Verville hat operieren lassen, daß der Fisch, den er schon im Netz geglaubt, wieder entschlüpfen will, und sein Ärger bricht in heftigen Vorwürfen aus. Aber er muß sich von dem indignierten Neffen den guten Rat geben lassen, er solle lieber selbst darauf bedacht sein, seinen Ton und seine Manieren zu bessern, ehe er andre belehre. Es werde ihm nicht gelingen, ihn in seinen modernen Anschauungen irrezumachen. Er wolle lieber in jener Welt den Zorn des Himmels als das Gelächter der Menschen in dieser Welt ertragen. Er könne überhaupt nicht begreifen, wie ein Mensch von so spießbürgerlichen Ansichten in seine Familie komme.

Verville sucht die Sache wieder ins gleiche zu bringen. Bardus flüstert er die ironische Bemerkung zu, daß er für einen frommen Mann doch zuviel Galle habe. Den Freund beschwört er, doch auf den reichen Erbkotel mehr Rücksicht zu nehmen, und stellt ihm in Aussicht, daß Bardus seine Börse weit

öffnen würde, wenn der Nefse seine Wünsche erfülle und sich entschließe, sich zu verheiraten. Er verläßt ihn mit Bardus, um die Gräfin und ihre Tochter zur gemeinsamen Mahlzeit einzuladen. Er soll Adelaide sehen und dann selbst urteilen.

Unschlüssig bleibt der Marquis zurück. Wieder und wieder wägt er beide Moden gegeneinander ab. Da kommt ihm ein erlösender Gedanke. Wie, wenn er beide Moden vereinigte, wenn er zugleich Adelaide zur Frau und Julie zur Geliebten nähme? Die Idee begeistert ihn: Galanterie — Treue — Liebe — Frau — Maitresse. Welche Verbindung! Darin liegt Kontrast, keine Spur von Schwerefülligkeit, und ein wahrhaft philosophischer Sinn, der alles kosten, alles genießen will und sich nicht auf einen einzigen Gegenstand kapriziert. Das ist ohne Zweifel im höchsten Grade modern.

Der Anblick Adelaïdens stimmt ihn freilich zuerst wieder etwas herab. Er findet sie zwar sehr hübsch, aber keine Spur von Schminke, kein Schönplasterchen; und wie ist sie angezogen, wie ist sie frisiert! klagt er. Wenn du vor allem darauf Wert legst, meint der Freund, mußt du einen Puppenstock heiraten. Ich rate dir, sie zu nehmen, ehe der Hof sie dir wegschnappt. So entschließt sich denn der Marquis, seine Bewerbung vorzubringen, aber nur unter einer Bedingung. Seine zukünftige Frau soll sich ausdrücklich verpflichten, sich in allen Stücken streng nach der Mode zu richten.

Die Mutter macht einige Andeutungen von sehr vornehmen Personen, die sich schon um Adelaïdens Hand beworben hätten, ist aber offenbar sehr froh, den Nefsen des reichen Bardus zum Schwiegersohn zu bekommen.

Die wohlherzogne Tochter fügt sich willig dem Befehl der Mutter. Auf die Forderung des Bräutigams, ihm Treue und Gehorsam gegen die Mode zu geloben und ihm zu versprechen, jede Neuheit unbedingt nachzuahmen, erwidert sie: „Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen zu gefallen.“

Wenn das, was du da verlangst, dir nur nicht einmal sehr leid tut, meint der Freund lachend: die Moden in Paris sind nicht sehr vorteilhaft für Ehemänner. Sieh dich vor, sieh dich vor! Mit dieser Perspektive schließt das übermütige kleine Stück.

Wer ist nicht bei der Analyse des Schwanks an den Bourgeois Gentilhomme erinnert worden! Auch Monsieur Jourdain hat ja keinen andern Gedanken, als jede Mode mitzumachen. Und wie der Vormittag des Marquis zwischen Verhandlungen mit Buchhändlern und Architekten, englischer Stunde und Fechtübungen geteilt ist, so erproben im Bourgeois Gentilhomme Musikmeister, Tanzlehrer, Fechtmeister und ein Doktor der Philosophie nacheinander ihre Künste an Herrn Jourdain.

Nicht weniger eng ist die Verwandtschaft mit den *Précieuses ridicules*. Marquis und Vicomte begrüßen sich hier (Sz. 12) ganz ähnlich wie der Marquis und Belair in unserm Schwank; sie überbieten sich in Komplimenten gegeneinander und die Damen so sehr, daß Madelon bewundernd ausruft: „Ihr treibt Eure Artigkeit bis auf den äußersten Kulminationspunkt der Schmeichelei.“

(C'est pousser vos civilités jusqu'aux derniers confins de la flatterie.) Madelon steht ihrem Vater so gegenüber wie der Marquis seinem Onkel. Sie findet ebenfalls seinen Ton kleinbürgerlich (ce que vous dites là, est du dernier bourgeois. Singe de la mode, Sc. X: Cela est du dernier bourgeois) und kann nicht begreifen, wie sie zu einem solchen Vater kommt. Sie versteigt sich, wie der Marquis, zu der Vermutung, daß die Verschiedenheit ihrer Charaktere nur auf einer Eheirung beruht. Marotte, die Dienerin der Précieuses ridicules, hat genau so zu leiden wie La Réjouissance. Sie muß dieselben Schimpfworte einstecken wie er, weil sie den hohen Stil, den ihre Herrinnen seit ihrer Ankunft in Paris angenommen haben, nicht nachzuahmen versteht. Der Marquis empört sich gegen den Zwang der Regeln wie Dorante in der Kritik der Frauenschule (Sz. 7). Der fromme Bardus muß sich seines zornigen Polterns wegen verspotten lassen wie Orgon von Dorine (Tartuffe II, Sz. 2). Ah, vous êtes dévots et vous vous emportez. (Singe de la Mode: Les dévots ne doivent pas avoir tant de fiel.) Doch erinnert die Stelle auch, wie man schon früher bemerkt hat, noch mehr an Boileau, Le Lutrin, Chant I, Vers XII: Tant de fiels entre-t-il dans l'âme. Zur Zeichnung von La Réjouissance haben auch die Femmes savantes einen Zug beigetragen. Er versteht die Fremdwörter seines Herrn gerade so falsch wie Martine, die aus Analyse Anna-Liese, aus grammair grand-mère macht. Auch sonst erinnern manche Wendungen an Molière.

Der Name Alain ist aus Ecoles des femmes herübergenommen. Ich habe an einer andern Stelle*) ausführlich über das Verhältnis Friedrichs des Großen zu Molière gehandelt. Er sah in ihm den Meister der Komödie überhaupt. Er lebte und webte in seinen Gestalten. Wie hätten sich da nicht in seine eignen Lustspiele mancherlei Situationen und Wendungen aus Molière einschleichen sollen!

Aber so viel auch Friedrich, um seine eignen Worte zu gebrauchen, hier zusammengepickt hat, so hat sein kleines harmloses Stück doch auch eine originelle Bedeutung. Es finden sich bereits Ansätze zu Charakterfiguren, wie er sie einige Jahre später in seinem ungleich bedeutendern Lustspiel „Die Schule der Welt“ mit großem Geschick gezeichnet hat. Bardus — er hat den Namen auch in der Ecole du monde wieder verwandt — und seine geistlichen Freunde sind mit der Satire geschildert, mit der Friedrich so oft das Muckertum gezeißelt hat. Man denke an den dicken Hofprediger in dem köstlichen Discours sur les Ignorants, der ebenfalls dem Jahre 1742 seine Entstehung verdankt. (Oeuvres XI S. 73.) Eben in den Novembertagen, in denen Friedrich sein kleines Stück hinwarf, ist er gegen die Konventikel eingeschritten, die der Prediger Schubert zu Potsdam abhielt. Er verbot ihm, künftighin „Erbauungsstunden“ in seinem Hause abzuhalten.

*) Die Schule der Welt. Ein preussisches Lustspiel Friedrichs des Großen von G. Peiser. Leipzig, 1906. S. 22 ff. Vgl. Mangoldt, Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Band 22, S. 24 ff.

Abelaidens Mutter hat schon einige leise Striche von der köstlichen Figur der Mad. Argon in der Schule der Welt. Abelaide ist so erzogen, wie nach Friedrichs Meinung ein junges Mädchen nicht sein soll. Bewußt oder unbewußt hat er ihr einige Züge von der eignen ungeliebten Gattin gegeben. Wohlerzogen, modeste eingezogen, so müssen die Frauen sein, hatte ihm sein Vater geschrieben, als er ihm mittheilte, daß er die Prinzessin von Bevern-Braunschweig für ihn ausgesucht habe. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und das ist alles.

Friedrich hätte auf Abelaide anwenden können, was er Grumbkow gesagt hat, als dieser die Frömmigkeit seiner Braut rühmte: „Mir wäre lieber, sie könnte Molières Ecole des femmes und des Maris auswendig als Arndts wahres Christentum.“ Leise klingen hier einige Thema an, die Friedrich in der Ecole und andern Schriften ausführlicher erörtert hat. Die Frage, ob es recht ist, über die Hand eines Kindes zu verfügen, ohne es selbst zu befragen; eine Andeutung von den Gefahren, denen ein Mensch, der fremd in die Ehe geht, ausgesetzt ist. Spott über die jungen Leute von vornehmer Abkunft, die zu Hause bleiben, während die eisernen Würfel über das Schicksal des Vaterlandes geworfen werden, ein Spott, der sich später in seinem berühmten Brief über „Erziehung“ zu herbem Tadel verhärtet hat. Doch das kleine Stück hat auch eine ernste Tendenz. „Seid natürlich, selbständig“, ist die Lehre, die es uns gibt. Es spielt in Paris, aber Friedrich hätte ebensogut, wie in seinem spätern Lustspiel, den Schauplatz nach Berlin verlegen können, denn seine eignen Landsleute sind es, denen er diese Mahnung zuruft.

Trotz seiner enthusiastischen Bewunderung für die französischen Klassiker hat Friedrich oft gegen die blinde Vorliebe für alles französische Wesen geifert. Er fühlte sich im Innersten verletzt, daß die Pariser den Anspruch erhoben, den Sprit gleichsam in Erbpacht genommen zu haben. Wie oft hat er, zumal in spätern Jahren, seinen Spott darüber ergossen. Nirgends amüsanter als in seinem ein Menschenalter später erschienenen komischen Epos vom Konföderationskriege,*) wo er die Göttin Sottise den Ausspruch tun läßt: „Paris ist das ungeheure Magazin des Sprit, es ist ja ein wahres Wunder, aber tatsächlich noch nie vorgekommen, daß ein Mensch außerhalb der Grenzen Frankreichs Sprit gehabt hat.“

Einst hatte König Friedrich Wilhelm, als der Sohn von Küstrin aus die Bitte an ihn richtete, wieder die Uniform anlegen zu dürfen, erwidert: „Was gilt es, wenn ich dir recht dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Flöten und Musiquebüchern, ingleichen eine ganze Bande von Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich Franzosen und Französinen, auch ein paar Duzend Tanzmeister nebst einem Duzend petits-maitres verschriebe, so würde dir dieses besser gefallen als eine

*) G. Peiser, über Friedrichs Burleskes Helbengebücht: La guerre des confédérés. Posen, 1904. S. 39.

Kompagnie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, deiner Meinung nach, Kanakillen, aber ein petit-maitre, ein Französechen, ein bon mot, ein Musfischen und Komödiantechen, das scheint was Nobleres, das ist was Königliches c'est digne d'un prince." Aber allmählich hatte Friedrich gelernt, seiner enthusiastischen Neigung für das französische Wesen engere Schranken zu ziehen. Namentlich hat er im Ernst und Scherz das Vorurteil bekämpft, daß eine französische Reise und ein längerer Aufenthalt in Paris ein Haupterfordernis aller guten Erziehung sei. Am wichtigsten vielleicht in der Ecole du monde Akt III, Sz. I: Die lieben Deutschen (cousins Germains) schickten ihre Söhne nach Frankreich, um sich dort Espirit zu holen. Aber was bringen sie aus ihrem Verkehr mit Theaterdamen und petits-maitres mit? Höchstens eine neue Mode und die Neigung, fremde Fehler und Lächerlichkeiten nachzuahmen. Es ist dieselbe Tendenz, die in dem Singe de la mode obwaltet. Überhaupt darf man sagen, daß der „Modenarr“ eine Art Vorstufe zu dem ernstern Lustspiele von 1748 bildet; beide ergänzen sich gewissermaßen. Während Friedrich in der Ecole du monde das Bild des Weltmanns zeichnet, der ebensowohl über feine gesellschaftliche Formen wie über eine vorzügliche, auf sorgfältiger Kenntnis der antiken und modernen Literatur aufgebaute allgemeine Bildung verfügt, zeigt er uns in dem Singe de la mode die Karikatur dieses Weltmanns einen jungen Mann, der dadurch weltmännisch zu sein glaubt, daß er jede Mode von Paris nachahmt.

Wer von den Zuschauern mochte ahnen, daß die jungen Gatten, vor denen das übermütige Stück gespielt wurde, sobald für immer auseinandergerissen werden würden. Kaum drei Jahre hat das Eheglück Keyserlings gedauert. Im Jahre 1744 schenkte ihm seine Gattin eine Tochter, der König selbst hob sie am 15. Juli aus der Taufe und nannte sie wie die Braut seines Schwankes Adelaide. Vier Wochen später zog er abermals ins Feld, um zu behaupten, was er durch den ersten glücklichen Krieg gewonnen hatte. Casarion konnte ihn nicht begleiten. Seine Gesundheit, auf die er niemals Rücksicht genommen hatte, war seit längerer Zeit schwankend. Heftige gichtische Schmerzen quälten ihn. Sein Zustand verschlimmerte sich plötzlich. Am 13. August 1745 erlag er seinen Leiden.

Es war ein Verlust, der Friedrich ans Herz griff. „Als ich am 12. August meinen letzten Brief an Sie richtete, schreibt er seiner mütterlichen Freundin, der Frau von Camas, war meine Seele ruhig. Ich ahnte das Unglück nicht, das mich treffen sollte.“ „Casarion ist nicht mehr“, sagt er in einem den „Manen des Freundes“ gewidmeten Gedichte. „Hundert Dolche durchbohren mein Herz. Ich hielt meine Seele für unempänglich gegen jeden Schmerz. Aber wie bitter habe ich mich getäuscht. Ich sehe den Tag, Casarion sieht ihn nicht mehr. Ich bleibe allein zurück in dieser weiten Welt!“

